Daß diese Vorschläge nicht ohne das zu erwartende Einverständniß von Kaiser und Reich gemacht werden können, versteht sich von selbst, und der braunschweigische Regentschaftsrath ist sich auch dieser Nothwendigkeit stets bewußt gewesen. Die Unklarheit über die Zukunft von Braunschweig hat jetzt lange genug gedauert, es liegt im Interesse des Reichs nicht minder wie Braunschweigs, daß diese Angelegenheit nunmehr in kürzester Zeit und jedenfalls vor Ablauf des Auftrages des braunschweigischen Regentschaftsrathes erledigt wird. Daß damit so lange gezögert worden ist und daß bei Lösung dieser Frage überhaupt mit so peinlicher Sorgfalt verfahren wird, ist ein Beweis dafür, daß die deutsche Einheit doch erst soweit erreicht ist, daß Vereinbarungen mit dem Auslande zum Schaden des übrigen Deutschland, wie sie leider zur Zeit Napoleons I. stattgefunden haben, heute unmöglich sind, aber so vollständig sind diese Verhältnisse auch jetzt noch nicht überwunden, daß nicht ein Bruchtheil des deutschen Volkes noch damit rechnete. Glücklicherweise hat dieser Bruchtheil keine Aussicht darauf, seine Wünsche jemals zu verwirklichen, und darum können wir nur die Hoffnung aussprechen, daß den Leuten, welche solche Wünsche hegen, auch bald der Boden für ihre zwecklosen Umtriebe entzogen werden möge.

Leipzig, 30. Juni 1885.

* Bezüglich der Wiederbesetzung des Statthalterpostens von Elsaß-Lothringen werden widersprechende Angaben gemacht. Die „Schlesische Zeitung" schreibt:

„Sowohl unter den Beamten als von Seiten der höheren Militairs wird es als kaum zweifelhaft bezeichnet, daß der neugeurnennte Statthalter das Commando über das XV. Armeecorps nicht wieder erhält, vielmehr ein besonderer Commandeur desselben ernannt wird. Mit Rücksicht darauf hält man es für sehr wahrscheinlich, daß nicht wieder ein General das Statthalteramt erhält. Vielfach wird der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß ein Mitglied einer der landsässigen deutschen Fürstenfamilien an die Spitze der Reichslande gestellt werden sollte, und zwar wird der gegenwärtige deutsche Botschafter bei der französischen Republik, Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, als Derjenige bezeichnet, auf welchen die Wahl fallen dürfte. Aus mehreren Gründen wäre derselbe besonders für diesen Posten geeignet."

Dagegen äußert sich die „Kreuzzeitung" folgendermaßen über den Gegenstand:

„Wenn auch bis heute noch kein definitiver Beschluß gefaßt sein dürfte, so hat man doch in maßgebenden Kreisen die Ueberzeugung, daß jener hohe Posten nicht durch einen Prinzen des Königlichen Hauses besetzt werden wird, weil einem solchen, in mancher Beziehung recht wünschenswerthen Auskunftsmittel in der Angelegenheit eine Menge Hindernisse entgegenstehen. Neben den persönlichen sprechen hier schwerwiegende Fragen allgemein politischer Natur mit, wobei die Frage, ob ein Systemwechsel fördertlich sei oder nicht, die erste Stelle einnimmt. Die gänzlich heterogenen Interessen, Nationalitätsverhältnisse, Stimmungen u. s. w. der beiden Reichslande stellen der Gemeinsamkeit der Verwaltung Schwierigkeiten über Schwierigkeiten entgegen; es ist deshalb wohl nicht zu viel gesagt, wenn man ausspricht, daß durch eine einfache Erhebung ingrad einer hervorragenden Person zur Statthalterwürde die Angelegenheit durchaus nicht kurzer Hand zu erledigen ist; da überdies durch den plötzlichen Tod des Feldmarschall-Statthalters die ganze Frage naturgemäß das Reichskanzleramt überrascht hat und unvorbereitet findet, so ist wohl kaum zu verwundern, daß bis jetzt über dieselbe noch keine definitiven Entscheidungen getroffen sind."

* Ein preußisches Provinzialblatt, in welchem man Neuigkeiten aus der internationalen Politik zu suchen nicht gewohnt ist, hat die Nachricht in die Welt gesetzt, daß Deutschland einen Hafen auf Quelpart an der Küste von Korea, vielleicht auch diese ganze Insel, in Besitz nehmen werde. Die „Nowosti", auf deren polnische Tendenz aufmerksam zu machen wiederholt Anlaß für die officiöse Presse war, hat diese Nachricht in der Weise, die sich erwarten ließ, fructificirt. Sie sucht dieselbe zunächst durch zwei Behauptungen glaubhaft zu machen: erstens, daß die deutsche Presse wie auf Commando wochenlang die Besetzung der Insel Tusim verlangt hätte und zweitens, das betreffende deutsche Blatt unterhalte Beziehungen mit den Berliner politischen Kreisen, durch die es oftmals besser informirt werde, als viele sogenannte politische Organe. — Nachdem so die Richtigkeit der Nachricht erwiesen sein soll, deducirt die „Nowosti" aus derselben, daß Deutschland sich mit allerlei für Rußland unbequemen, wenn nicht gar gefährlichen Plänen zu tragen scheine. Nach guter Information ist, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erklärt, in den amtlichen Kreisen in Deutschland niemals auch nur der Gedanke besprochen worden, Häfen, Inseln oder Land an den Meeren, von welchen Korea bespült ist, zu erwerben. Als polnisches Blatt hat die „Nowosti" das Interesse, jede Erfindung zu colportiren, die benutzt werden kann, um Verstimmungen zwischen Deutschland und Rußland hervorzurufen. Das gegenwärtige Einverständniß ist unbequem für Bestrebungen, denen nicht der Friede, sondern Uneinigkeit zwischen Deutschland und Rußland förderlich ist.

* Das Wiener „Fremdenblatt" erklärt gegenüber den verschiedenartigsten Commentaren, daß Kelley, welcher als Gesandter Amerikas von Italien abgelehnt worden, ohne Weiteres auf den Wiener Posten ernannt wurde, ohne daß die amerikanische Regierung sich vorher versichert habe, daß die Persönlichkeit Kelley's Wien genehm sei. Vom Wiener Cabinet wurden der amerikanischen Regierung in freundlicher Weise Bedenken zur Kenntniß gebracht, ob Kelley die geeignete diplomatische Persönlichkeit sei, um in Wien jene Aufnahme zu finden, welche allen früheren Vertretern Amerikas stets in allen Wiener Bevölkerungskreisen zu Theil geworden. Kelley warte in Paris weitere Instructionen ab. Im Uebrigen dürfe man aus der ziemlich einmüthigen Sprache der amerikanischen Journale schließen, daß der amerikanische Senat die Ernennung Kelley's zum Gesandten in Wien kaum bestätigen dürfte.

* Petersburger Blätter wissen Näheres über die vom russischen Reichsrathe jetzt definitiv beschlossene Reform des Marineressorts mitzutheilen. Der Plan zu den Reformen, die sich auf eine Reorganisation sowohl der Central-, als der Hafen-Verwaltungen, und auf die Einführung neuer Etats, sowie auf die Aufhebung des Steuermannscorps und des Marine-Artilleriecorps beziehen, datirt bereits aus dem Jahre 1882. Als Vorbild der Reorganisation der Central-Verwaltung diente in großen Umrissen die Organisation des Kriegsministeriums. So wurde bereits für den Marinedienst im engeren Sinn und sein Personal der Marinegeneralstab ins Leben gerufen. Zur Verwaltung des gesammten Oekonomiewesens des Marineressorts wird ferner auch eine neue Centralbehörde creirt: „Die Haupt-Verwaltung für Schiffsbau und Montirung", die in drei Abtheilungen zerfällt: für Bau neuer Schiffe, Kasernen 2c., für Beschaffung von aller Art Remontematerialien, Proviant und Munition, für Budget- und Rechnungswesen. Jede dieser Abtheilungen wird einem Oberinspector unterstellt. Ferner wird das Hydrographische Departement in eine „Hydrographische Haupt-Verwaltung" umbenannt und an Stelle der bisherigen Gelehrten-Section des Technischen Marine-Comités der Marine-Lehranstalten tritt ein „Gelehrtes Marine-Comité". Die derzeitige Bausection des Technischen Comités wird unter Competenz-Erweiterung in ein besonderes „Bau-Comité" verwandelt; desgleichen wird an Stelle des Generalstabs-Arztes der Flotte an die Spitze des Medicinalwesens der Marine ein Ober-Medicinal-Inspector der Flotte treten. Die Abtheilung für Codification wird aufgehoben; ihre Arbeiten werden ebenso, wie alle Rechtsangelegenheiten, der Kanzlei des Marineministeriums überwiesen, die außerdem die laufenden Geschäfte des Admiralitäts-Raths und den Schriftenwechsel des Ministeriums mit anderen Behörden erledigen und vermitteln wird.

* Der amtliche „Prawitelstwennij Westnik" bringt folgende Mittheilung: Am 27. Mai erschienen die beiden Zöglinge des Wilnaer Lehrer-Instituts, Sfemeon Apontschenko, 25 Jahre alt, und Michail Mamewitsch, 24 Jahre alt, die aus dem genannten Institut aus dem Grunde ausgeschlossen worden waren, weil sie sich tadelnswerth aufgeführt und schädliche Tendenzen verfolgt hatten, in der Wohnung des Directors, wobei Apontschenko demselben eine schwere thätliche Beleidigung zufügte. Als der Director den Arm Apontschenko's ergriff, um weiteren Thätlichkeiten vorzubeugen, stürzte sich Apontschenko zuerst auf ihn und sodann auf seine Frau und zwei Damen, die Schwestern des Directors, die auf seinen Hilferuf herbeigeeilt kamen. Vom Minister der Volksaufklärung wurde dem Kaiser über diesen Vorfall berichtet, und Seine Majestät befahl, Apontschenko und Mamewitsch zur Correction in eines der Disciplinarbataillone des Militair-Ressorts abzugeben, den ersten auf zwei Jahre, den zweiten auf ein Jahr.

* Der bekannte, mit den vaticanischen Kreisen in Fühlung stehende Correspondent der „Politischen Correspondenz" schreibt aus Rom, 25. Juni:

Die in mehreren Blättern aufgetauchte Nachricht, daß das bevorstehende päpstliche Consistorium auf den September d. J. verschoben wurde, ist unrichtig. Dasselbe wird, wie versichert werden kann, Mitte Juli abgehalten werden. Es ist jedoch möglich, daß demselben schon im September ein neuerliches Consistorium folgen wird. Im Juli-Consistorium wird die Creirung von sechs neuen Cardinälen erfolgen, und zwar werden den Purpur erhalten: zwei Mitglieder der päpstlichen Curie, der Bischof von Rissa und Secretair der heiligen Congregation der Bischöfe und Ordensgeistlichen, Msgr. Placido Schiaffino, und der Generalauditor der apostolischen Kammer, Msgr. Carlo Cristofori; zwei Mitglieder des italienischen Episkopats: der Erzbischof von Capua, Msgr. Alfons Capecelatro di Castropagano, und der Erzbischof von Bologna, Msgr. Francesco Battaglini; schließlich zwei auswärtige Bischöfe: der Erzbischof von Sidney (Australien), Msgr. Patrizio Francesco Moran, und der bisherige Erzbischof von Köln, Msgr. Paul Melchers.

Durch die Erhebung des letztgenannten Kirchenfürsten zum Cardinal erscheint die Frage, betreffend das Kölner Erzbisthum, nunmehr auch formell definitiv gelöst. Bedauerlicher Weise ist in einer anderen sehr dornigen kirchen-politischen Frage, nämlich bezüglich der Besetzung des Erzbisthums Posen-Gnesen, noch immer keinerlei Fortschritt zu verzeichnen. Die preußische Regierung beharrt auf ihrer Forderung, daß dieses Erzbisthum mit einem Prälaten nicht polnischer Nationalität besetzt werde, ein Moment, das für die preußischen Interessen in erster Linie maßgebend sein mag, für die Curie jedoch, welche sich lediglich von den Interessen der Kirche ohne jede Rücksicht auf politische Erwägungen leiten läßt, keineswegs einen leitenden Gesichtspunct bilden kann. Wie in jedem Jahre, taucht auch heuer das Gerücht auf, daß der preußische Gesandte bei der Curie, Herr v. Schlözer, den Antritt seines Urlaubes beschleunigen und demselben über die gewöhnliche Dauer ausdehnen werde. Demgegenüber läßt sich versichern, daß Herr v. Schlözer bis zur Stunde um einen Urlaub überhaupt nicht angesucht hat.

In auswärtigen Blättern war anläßlich der Ankunft des Cardinals Lavigerie in Rom vielfach davon die Rede, daß die öffentliche Meinung und die Regierung in Italien durch dieses Ereigniß mannigfach berührt worden sei, da man in Italien in der Action des Cardinals in Afrika eine directe Schädigung der italienischen Colonialpolitik im dunklen Erdtheile erblicke. Ihr Correspondent hat seinerseits von einer ähnlichen Wirkung des Eintreffens der genannten Kirchenfürsten in Rom auf die hiesigen politischen Kreise nichts wahrnehmen können. Sollte aber diese Darstellung der Wirklichkeit entsprechen und in dem apostolischen Werke des Cardinals in der That eine Schädigung der vom Cabinette Depretis-Mancini in Afrika inaugurirten Politik erblickt werden, so hätte die italienische Regierung die Schuld daran nur sich selbst zuzuschreiben. Ihre eigene Kirchenpolitik ist es, welche der nationalen Sache Italiens in Afrika empfindlichen Schaden gebracht hat. Die Aufhebung der geistlichen Orden in ganz Italien, die schonungslosen Gesetze in Betreff des Klerus überhaupt hatten zur Folge, daß die Zahl der Priester und namentlich der Missionäre sich rapid und in außerordentlichem Maße vermindert hat, so daß, falls diese Abnahme in den bisherigen Proportionen fortschreiten sollte, in nicht ferner Zeit die Kirche nicht mehr über ein genügendes italienisches Personal für die Missionsthätigkeit verfügen und gezwungen sein wird, die Missionäre aus der Mitte anderer Völker zu recrutiren. Man muß dabei bedenken, daß noch vor Kurzem die Missionäre italienischer Nationalität die überwiegende Majorität gebildet hatten, so daß die wilden Völker bei ihrer Berührung mit der Civilisation das italienische Idiom vor allen anderen vernahmen. Speciell in Egypten und an der ganzen afrikanischen Mittelmeerküste wurden alle Missionen ausschließlich von Italienern errichtet. Das italienische Element wurde in Folge dessen in dem Grade vorherrschend, daß die Schulen, Spitäler und Kirchen italienisch waren und auch ein italienisches Pastoral geschaffen wurde. Das Alles hat nun sein Ende gefunden, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil in Afrika keine italienischen Missionäre mehr thätig sind. Die daselbst bereits bestehenden Missionen wären überdies unrettbar verloren gewesen, wenn nicht Cardinal Lavigerie, der mit Recht der Apostel Afrikas genannt wird, das Missionswerk mit feurigem Eifer in seine Hände genommen hätte. Es ist sehr begreiflich, daß die französische Regierung, trotz ihrer officiellen Irreligiosität, im nationalen Interesse Frankreichs das Unternehmen des Cardinals Lavigerie fördert und möglichst zahlreiche französische Missionäre nach Afrika entsendet. Wenn Frankreich somit Italien in Afrika aus dem Gebiete des Missionswesens und dadurch mittelbar auch politisch verdrängt, so ist dies nichts anderes als die Frucht der Maßregeln der italienischen Regierung gegenüber dem Klerus.

* Die Cholera-Nachrichten aus Spanien lauten unverändert; die Epidemie setzt ihren Gang durch das Land fort, hat bis jetzt jedoch noch keinen bösartigen Charakter angenommen. In Madrid kommen täglich durchschnittlich drei bis vier Sterbefälle und ebenso viele Erkrankungen vor. In ganz Spanien ist die Durchschnittsziffer der täglichen Erkrankungen etwa 700. Die amtliche Commission, welche eben aus Valencia zurückgekehrt ist, arbeitet jetzt ein Memoire aus, in welchem sie ihr Gutachten über den Gang der Epidemie in den inficirten Provinzen und ein Gutachten über die Inoculationen Dr. Ferran's niederlegt. Wie der „Frankfurter Zeitung" berichtet wird, soll die Commission dem Letzteren sehr günstig gesinnt sein, und das ist vielleicht ein weiterer Grund für den Minister des Innern, nach seiner Rückkehr aus der Provinz aufs Neue seine Demission anzubieten. Daß Romero y Robledo im Amte bleiben werde, wird allgemein bezweifelt; als sein Nachfolger wird bereits Torene genannt.

* Ueber das Ende der Krise in Kreta meldet man aus Canea, daß die zwischen der kretensischen Nationalversammlung und dem neuernannten Generalgouverneur Sawas Pascha erfolgte Aussöhnung auch äußerlich dadurch ihren Ausdruck fand, daß die Deputirten in corpore dem Vali ihre Aufwartung machten, wobei auch sämmtliche Consuln anwesend waren. Sodann erschien Sawas Pascha in der Nationalversammlung und gab die feierliche Erklärung ab, er werde das Land in Gemäßheit der bestehenden Gesetze verwalten und alle Privilegien und Immunitäten der Insel respectiren. Die Nationalversammlung beschloß hierauf, alle christlichen Beamten, sowie die Gendarmerie, welche bekanntlich ihre Dienste versagt hatten, aufzufordern, ihre Functionen wieder aufzunehmen. Schließlich vertagte sich die Nationalversammlung auf zehn Tage, damit mittlerweile die dringendsten Vorlagen fertiggestellt werden können.

* In Irland herrscht große Freude über den Sturz des Cabinets Gladstone und die Bildung des conservativen Ministeriums, das sich jedoch schwerlich nachgiebiger in der irischen Frage erweisen wird als sein Vorgänger. Zur Feier der Abreise des Earls Spencer aus Irland und seiner Räumung des viceköniglichen Amtes wurde in Navan seitens der Nationalisten eine Kundgebung in Scene gesetzt, die von einem ungeheuren Freudenfeuer auf der Gemeindewiese begleitet war. Lord Spencer wurde in effigie durch die versammelte Menschenmenge getragen und alsdann den Flammen übergeben, worauf ein Priester mit einer Rede folgte, in welcher diese Handlung gebilligt wurde. Auch die Bemühungen der radicalen Exminister Sir Charles Dilke und Mr. Chamberlain bezüglich der Frage der localen Selbstverwaltung scheinen auf der grünen Insel nicht gehörig gewürdigt zu werden. So schreibt unter Anderem das Organ Parnell's, „United Ireland": „Die jüngsten Reden von Mr. Chamberlain übertreffen in ihrer cynischen Heuchelei Alles, was wir je von britischen Staatsmännern gehört haben. Für so gemein, wie wir das Gebahren der radicalen Minister in der Unterstützung der Greuel, welche die Gladstone'sche Regierung in Irland ausgeführt hat, auch gehalten haben, so hätten wir doch niemals voraussetzen können, daß sie sich zu den Künsten erniedrigen würden, die sie jetzt in Scene zu setzen versuchen, um sich die Gunst des irischen Volkes zu erwerben. Wir sagen offen den Herren Chamberlain und Dilke, daß sie weise handeln, wenn sie Irland ganz und gar fernbleiben. Wir brauchen sie dort nicht. Mögen sie zu Hause bleiben und nach ihren eigenen Angelegenheiten sehen. In deutschem Englisch: Diese beabsichtigte Rundreise bedeutet einfach, Beleidigung dem begangenen Unrecht hinzuzufügen. Wir betrachten sie als ein bloßes Wahlmanöver. Die Wahrheit ist, daß, so lange wie das Oberhaus existirt, keine andere als eine Tory-Regierung einen wirkungsvollen Plan für Home Rule durchbringen kann."

* Zu der Mittheilung, daß sich ein Abgesandter des Königs der Hawaii-(Sandwich-)Inseln Kalakaua I. auf dem Wege nach Washington befinde, um mit der amerikanischen Regierung wegen Einverleibung der Inseln zu unterhandeln, schreibt man der „Vossischen Zeitung": „Von einer Annexion zu colonisatorischen Zwecken kann nicht die Rede sein, da die Amerikaner viel zu viel im eigenen Lande zu colonisiren haben; auch ist auf den Sandwich-Inseln kaum noch etwas zu colonisiren, da sich die fruchtbaren Länderstrecken längst in festen Händen, meist von Amerikanern und Deutschen befinden. Gleichwohl dürfte sich in den Vereinigten Staaten ein Interesse am Besitze der Inselgruppe geltend machen. Es ist dort sehr viel amerikanisches Capital angelegt. Die ansässigen Amerikaner, denen bei den jetzigen Zuständen die nach vielen Hunderten zählenden Deutschen und die Eingeborenen unliebsam auf die Finger sehen, möchten unumschränkte Herren werden. Dazu kommt ein drohender Staatsbankerott. Bereits im vorigen Jahre sah sich die Regierung gezwungen, die Gehälter sämmtlicher Beamten und die Apanage des Königs um 25 Procent zu verkürzen. Das verhältnißmäßig arme Land mit im Ganzen nur 75,000 Einwohnern vermag die hohen Verwaltungskosten nicht zu tragen. Giebt es doch in Honolulu ein halbes Dutzend Minister, von denen jeder 8—10,000 ℳ Jahresgehalt bezieht. Selbst einen Kriegsminister hat das Ländchen aufzuweisen, obwohl nicht eine einzige Compagnie Soldaten und kein Kriegscanon, geschweige denn ein Kriegsschiff, vorhanden ist. Außerdem verschlingt die Bekämpfung des unter den Eingeborenen rasch um sich greifenden Aussatzes — von etwa 40,000 sind bereits 2000 erkrankt — alljährlich den zehnten Theil der Staatseinnahmen. Man hat den drohenden Krach durch unterwerthiges Geld künstlich hinausgeschoben; aber dadurch erleidet der amerikanische Kaufmann bedeutende Einbuße. Kein Wunder, daß er alle Hebel in Bewegung setzt, die Inselgruppe den Vereinigten Staaten zuzuschlagen. Auch hofft er, daß dann mit Staatsunterstützung die sehr nothwendige Kabelverbindung mit San Francisco werde zu Stande kommen. Die einheimische Regierung spielt eine sehr unglückliche Rolle. Der König Kalakaua ist vollkommen abhängig von den europäischen und amerikanischen Großgrundbesitzern. Unter den Eingeborenen hat er wegen discreter Angelegenheiten wenig Sympathien. Er entstammt einer untergeordneten Häuptlingsfamilie und wurde vor elf Jahren vom Parlamente eingesetzt, nachdem Lunalilo, der letzte Sproß aus dem Geschlechte der Kamehameha, ins Grab gesunken war. Er ist kinderlos, kann also nur darnach trachten, mit einem möglichst auskömmlichen Jahresgehalte bei Zeiten zurückzutreten, bevor der Bankerott öffentlich erklärt werden muß und das Ländchen dann von selbst den Vereinigten Staaten als den Nächstinteressirten zufällt. Noch ein ganz eigenartiger Umstand dürfte dazu beitragen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten dem Abgesandten des Königs ein gütiges Ohr schenkt. In Nordamerika wurde vor etwa Jahresfrist durch ein Gesetz die Einwanderung von Chinesen, die bereits alle Staaten überschwemmt haben, bis auf Weiteres untersagt. So lange nun die Hawaii-Inseln ein unabhängiges Königreich bilden, ist jenes Gesetz illusorisch. Eine Klausel gestattet den Chinesen, in Amerika zu landen, wenn sie durch Bescheinigung eines ihrer Consuln nachweisen können, daß sie bereits früher sich dort aufgehalten haben. Mit Hilfe des chinesischen Consuls in Honolulu, der die verlangte Bescheinigung stets zu beschaffen weiß, setzt sich in Californien die Einwanderung aus China über Honolulu mit ungeschwächten Kräften fort."

* Zwischen der amerikanischen und der englischen Regierung ist eine Vereinbarung getroffen worden, derzufolge die in dem Fischereivertrag gewährten Privilegien während der Saison von 1885 in Kraft bleiben sollen. Präsident Cleveland wird auf Grund dieser Vereinbarung die Fischereifrage dem Congreß unterbreiten und die Niedersetzung einer gemischten Commission seitens der beiden Regierungen befürworten, welche die Frage im Interesse der Aufrechterhaltung eines freundschaftlichen Verkehrs zwischen den beiden Ländern erwägen soll.

* Ueber die nunmehr beendigte Campagne in Canada wird ferner berichtet: General Middleton concentrirt die canadischen Truppen in Fort Pitt, als Vorbereitung für deren Heimkehr. Sie werden sich zu Wasser nach Winnipeg begeben, wo ihnen ein öffentlicher Empfang zu Theil werden soll. In allen wichtigeren Stationen im Nordwesten sollen Garnisonen zurückgelassen werden. Außer Riel wird noch etwa sechzig anderen Angeklagten der Proceß für Vergehen in Verbindung mit der letzten Rebellion gemacht werden.

Das Deutschthum in Galizien.

* Wenn man von Myslowitz, der letzten preußisch-oberschlesischen Eisenbahnstation, hart an der galizischen Grenze, nach Krakau fährt, so befindet man sich in kürzester Zeit in einer völlig veränderten Welt. Land und Leute sind plötzlich andere geworden, wir hören eine fremde Sprache und Gestalten in eigenthümlichen Costümen bieten uns im Krakauer Bahnhofe ihre Dienste an.

Wir sind in der alten polnischen Königsstadt, welche die Polen „polski Rzym", das polnische Rom nennen, eine Bezeichnung, welche keineswegs der Berechtigung entbehrt. Wenigstens besitzt Krakau im Verhältniß zu Umfang und Einwohnerzahl jedenfalls viele Kirchen, Capellen und Klöster, während man in den Straßen einer Menge Priestern, Mönchen, Nonnen, sowie Leuten begegnet, die kein anderes Geschäft zu haben scheinen, als täglich in den verschiedenen Kirchen ein Dutzend Messen zu hören. Ueberdies ist die Stadt, besonders während des Winters, der Sitz vieler im Lande einflußreicher polnischer Magnaten- und Adelsfamilien, die im Verein mit dem zahlreichen Priesterelement den ultramontanen Mittelpunct Galiziens bilden.

Auch sonst ist das öffentliche Leben ein dem Deutschen völlig fremdartiges. Die Namen der Straßen, die Placate und Ankündigungen an den Ecken, die Firmentafeln und Aufschriften der Kaufleute, Ladenbesitzer, Hotels und Restaurants sind ausschließlich in polnischer Sprache abgefaßt. Das Deutsche äußert sich so spärlich, daß man glauben könnte, man befände sich viele Tagereisen von Deutschland entfernt und dennoch zählt man von Krakau an die preußische Grenze nur wenige Meilen.

Wenn man indeß, wenn auch des Polnischen unkundig, sich bemüht, die Firmentafeln der ersten Kaufleute, Bank- und Handelshäuser in den Straßen der Stadt zu lesen, so wird man darunter auffällig viel deutsche Namen bemerken. Man würde aber zumeist irren, in den Trägern derselben Deutsche zu vermuthen. Deutscher Abstammung sind sie allerdings, aber im Laufe der Zeit in Sprache, Sitten, Gewohnheiten längst völlig polonisirt. Die Vorfahren mancher dieser deutschen Namensträger wanderten schon unter Kasimir dem Großen aus Deutschland in Krakau oder Polen ein, wo jener weise, um das öffentliche Wohl des Landes hochverdiente König die Einwanderung der Deutschen begünstigte, weil sich durch sie Gewerbefleiß, Handel und Industrie so blühend entwickelten, wie es zuvor noch niemals geschehen war.

Auch nach dem Untergange Polens berief Kaiser Josef II. deutsche Colonisten nach Rothreußland, dem heutigen Galizien, welches an Oesterreich gefallen war. Diese Colonisten, zumeist aus Württemberg stammend und Protestanten, sind das einzige deutsche Element, welches in geschlossener Masse als nationale und religiöse Oasen dem mächtigen Andrange des Polenthums widerstanden hat. Von jener deutschen Einwanderung sind gegenwärtig noch 134 Ansiedelungen in West- und Ostgalizien vorhanden. Nach dem Tode Josef's II. gab die österreichische Regierung die deutsche Colonisation Galiziens wieder auf und ließ es bei jenem ersten Versuche bewenden. Zur Hebung des öffentlichen Wohlstandes und der überaus vernachlässigten Landescultur geschah wenig oder nichts.

Wir hatten nicht Gelegenheit, die deutschen Colonisten-Dörfer Ostgaliziens zu besuchen, sondern beschränkten unsere Wahrnehmungen auf die in Westgalizien befindlichen, wo wir besonders die großen Dörfer Wildenthal, Ramischau (eigentlich Rheinischau) und Stein wiederholt besuchten. Diese Ansiedelungen liegen sämmtlich im Rzeszower (sprich Wschelschower) Kreise, der längs des Sanflusses das polnische Westgalizien von dem östlichen, vom kleinrussischen Volksstamme, den sogenannten Ruthenen, bevölkerten Landestheil scheidet.

Diese deutschen Dörfer sehen immer freundlich und wohnlich aus. Die Häuser, wenn auch aus Holz, sind gut und geräumig gebaut, die Fensterscheiben stets blank, ja hin und wieder giebt es sogar Gardinen, zwischen denen blühende Blumen hervorschauen. Die hohen Federbetten, buntbemalten Kleiderkisten und blank gescheuerten Zinngeschirr verleugnen keinen Augenblick ihre germanische Herkunft. Da die Colonisten gläubige Protestanten sind, so fehlt in keinem Hause das Gesangbuch. Die großen Dörfer haben alle ihre Kirchen, die als „lutherische" bis 1848, zu Folge des sogenannten österreichischen, unter Kaiser Josef II. erlassenen „Toleranzedicts", der Thürme und Glocken entbehren mußten, welche Beschränkung aber seit 1848 nicht mehr besteht. Auch für gute Schulen ist in diesen deutschen Ansiedelungen bestens gesorgt. Die Kinder lernen dort gleichzeitig mit ihrer Muttersprache das slawische Idiom ihrer Gegend, welches ihnen zum allgemeinen Geschäftsverkehr nothwendig ist. In Folge dieses Unterrichts spricht und schreibt der deutsche Colonist in der Regel beide Sprachen ohne besondere Schwierigkeit.

Bezüglich des inneren Lebens bilden die Bewohner eines jeden Colonistendorfes gewissermaßen eine große Familie, deren Glieder unter sich stets in deutscher Sprache verkehren. Eigenthümlich ist, daß im Laufe der Zeit ihr ursprünglich schwäbischer Dialekt ganz verloren ging. Sie sprechen im Allgemeinen ein ziemlich gutes Hochdeutsch, mit etwas breiter slawischer Aussprache, die daher rühren mag, weil sie, wie schon erwähnt, vollkommen polnisch oder kleinrussisch sprechen, je nachdem sie in dem polnischen West- oder Kleinrussischen Ostgalizien wohnen.

Die Colonisten schließen ihre Ehen stets innerhalb ihres Dorfes oder doch im Kreise ihrer Landsmannschaft. Dies scheint nicht allein eine nationale, sondern noch mehr eine religiöse Bedingung zu sein, weil die Colonisten sämmtlich Protestanten sind, also gewissermaßen sich im Gegensatze zu den bigott-katholischen Polen und griechisch-unirten Kleinrussen befinden. Auch solche Colonisten, die zum Betriebe eines Gewerbes ihr Dorf verlassen und in einer galizischen Stadt sich angesiedelt haben, gehen höchst selten eine Ehe mit einer Polin oder Kleinrussin ein. Sie kehren fast immer zur Brautwerbung nach ihrem Dorfe oder doch in den Kreis ihrer Landsleute zurück.

Wenn auch der Pole, besonders der Edelmann, gegen jedes im Lande sich einbürgernde fremde Element, vor Allem aber gegen das deutsche, sich abwehrend, ja geradezu gehässig verhält, so kann er doch nicht, trotz seines national-religiösen Fanatismus, die vorzüglichen Eigenschaften des deutschen Colonisten in Abrede stellen. So kommt es, daß man auf polnischen Gutshöfen in der Nachbarschaft großer Colonistendörfer nicht selten Colonisten als Wirthschaftsbeamte, Jäger, Diener oder Arbeiter angestellt findet, weil ihre Dienste und Leistungen tüchtiger und zuverlässiger sind, als die der eingeborenen Leute.

Freilich sind diese Deutschen im fernen slawischen Osten für ihr großes Mutterland verlorene Landsleute, aber dieses kann auf sie immerhin mit stolzer Befriedigung blicken, weil sie selbst in einem Lande, dessen nationaler Fanatismus dem deutschen Wesen abhold ist, diesem dennoch Anerkennung und Achtung errungen haben. In dieser Thatsache liegt eben die Ueberlegenheit des Deutschthums, welche seine Gegner, trotz ihres Hasses, nicht zu bestreiten vermögen.

Juli.

Es ist Sommer. Der Wald prangt im Schmucke dichtester Belaubung und die meisten Bäume desselben haben Früchte angesetzt, welche zur Reife getrieben werden. Glühend heiß fallen die Sonnenstrahlen auf uns herab. Wir fliehen sie und eilen hinaus in den dichtbelaubten Wald, um in seinem Schatten Kühlung zu suchen, in ihm uns zu erfrischen und zu erholen. Oder wir eilen aufs Land, wo in so manchem Dörflein nach alter guter Sitte noch die Linde vor dem Hause steht, deren kühler Schatten uns aufnimmt. Ach ja, die Linde! Sie, der Lieblingsbaum der Deutschen, kann sich am Ende wohl mit der Eiche messen. Breite herzförmige Blätter drängen sich mit ihrem lieblichen saftigen Grün dicht um die zarten Zweige und bilden anmuthige und weiche Umrisse, wie wir sie bei keinem anderen Baume antreffen. Zartgewebt sind die Blätter, und durch sie hindurch schimmert ein sanftes, mildes Licht, und jedes einzelne Blatt, ein lebendiges Herz, schmiegt sich innig und zärtlich, warm und vertraulich an das andere an. So darf es nicht Wunder nehmen, daß wir so gern gerade unter der Linde uns aufhalten mögen, besonders in dem neuen, morgen anbrechenden Monat, wo der herrliche Baum in seinem Blüthenschmucke prangen wird. Sehen wir uns diesen doch recht genau an: zwischen je zwei sich wölbenden Blättergruppen hängt die zierliche Doldentraube herab, wie ein Blumenkrönchen am Busen der Jungfrau, die unter der Linde des Auserkorenen harret.

Neben dem Dörfchen zieht sich eine Matte hin. Der erste Schnitt ist schon gethan und mit zufriedenem Blick überschaut der Landmann die reiche Anzahl der duftenden Heuhaufen, auf welchen sich die glückliche ländliche Kinderschaar umhertummelt. Auf dem benachbarten Obstanger werden die frischen rothwangigen süßen Kirschen gepflückt, und auf dem angrenzenden Felde neigen sich schwere Roggen- und Weizenähren, welche der Reife entgegengehen. Aehren und Halme nehmen bereits die gelbliche Farbe an und bald wird der fleißige Schnitter mit der Sense an sie herantreten. Im Garten sind Erdbeeren, Johannis- und Stachelbeeren reif und frohe Kinderaugen blicken lüstern danach, während die erwachsene Schwester aus den prachtvollsten Rosen einen Strauß windet. Schon neulich wurde an dieser Stelle die Rose die Königin der Blumen genannt und als solche gepriesen. Sie ist es in der That. Zwar ist die Lilie reiner und schlanker als die Rose, und das Veilchen ist bescheidener, und das Maiblümchen ist zierlicher und niedlicher, und das Vergißmeinnicht ist lieblicher, und die stolze Georgine entfaltet sich üppiger und prächtiger, und die Nelke duftet gewürzreicher, was aber der Rose den seltenen Vorzug verleiht, was sie über alle Blumen erhebt, ist die vollendete Harmonie ihrer lieblichen Eigenschaften, welche, in edlem Wettstreit mit einander, uns in Zweifel lassen, welcher von ihnen wir den Vorzug schenken sollen. Wir wissen in der That nicht, ob wir die Einfachheit und Fülle der Form, ob wir mehr die Zartheit ihres Gewebes, ob wir mehr die sanfte Schattirung der einfachen Färbung, ob wir mehr die Lieblichkeit ihres Wohlgeruchs bewundern sollen. Alles gehört so zusammen, verschwimmt so ineinander, bildet so vollständig ein Ganzes, daß auch eben nur dieses